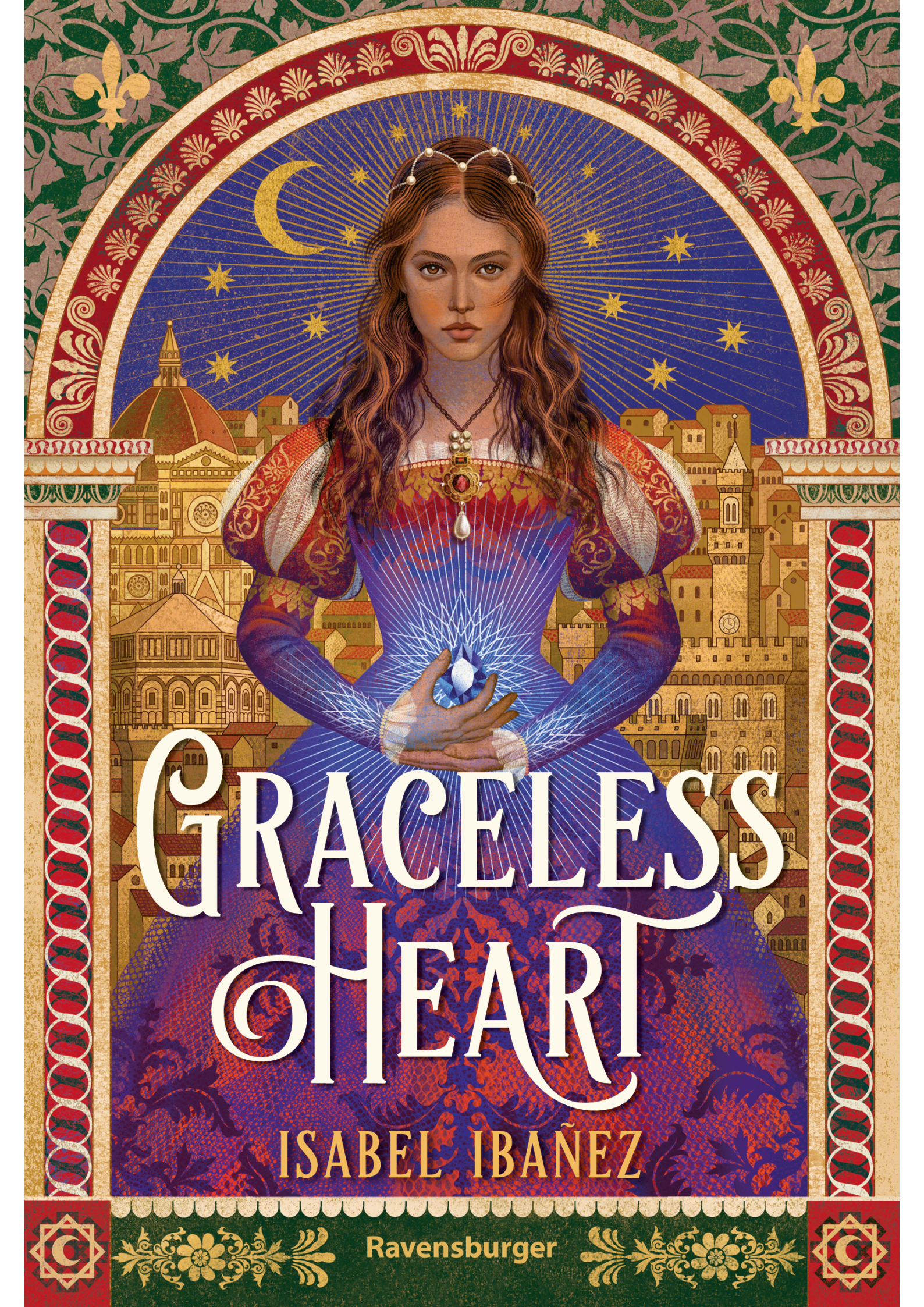




GRACELESS HEART

ISABEL IBÁÑEZ

Ravensburger

Isabel Ibañez
Graceless Heart

ISABEL IBÁÑEZ

GRACELESS HEART

Übersetzt von Dr. Maria Zettner

Ravensburger

TRIGGERWARNUNG

Liebe*r Leser*in,

dieser Roman enthält Themen, die potenziell emotional belasten oder triggern können. Auf Seite 671 befindet sich ein Hinweis zu den Themen.

ACHTUNG: Dieser enthält Spoiler für die gesamte Handlung.



© 2026 Ravensburger Verlag GmbH,
Postfach 2460, D-88194 Ravensburg
GRACELESS HEART Copyright © 2026 by Isabel Ibañez
All rights reserved

Übersetzung: Dr. Maria Zettner
Lektorat: Fam Schaper
Covergestaltung: Anna & Elena Balbusso
Vorsatzkarte: Isabel Ibañez
Verwendete Zitate: Zitat auf S. 5 stammt aus
»Der Glöckner von Notre-Dame« von Victor Hugo,
übersetzt von Else von Schorn.
Zitat auf S. 5 stammt aus »Der Fürst«
von Niccolo Machiavelli, übersetzt von A.W. Rehberg.

Alle Rechte vorbehalten.
Der Nutzung für Text- und Data-Mining
wird ausdrücklich widersprochen.

ISBN 978-3-473-58723-0

ravensburger.com/service

Für alle, die den Mut hatten, ihre Seele zu offenbaren



Die Liebe ist ein Baum, der tief in unserem Wesen Wurzel fasst
und auch auf einem zertrümmerten Herzen weiter grünt.
Unerklärlicherweise aber ist die Liebesleidenschaft am zähesten,
wenn sie blind ist. Je unvernünftiger eine Liebe ist,
desto fester wurzelt sie im Herzen.

Victor Hugo, *Der Glöckner von Notre-Dame*



Der Löwe entgeht den Schlingen nicht,
und der Fuchs kann sich gegen den Wolf nicht wehren.
Die Fuchsgestalt ist also nötig, um die Schlingen kennenzulernen,
und die Löwenmaske, um die Wölfe zu verjagen.

Niccolo Machiavelli, *Der Fürst*

1478



Die Republik Florenz war der Geburtsort der Renaissance, eine Stadt, in der es von Malern, Erfindern, Wissenschaftlern und Philosophen nur so wimmelte. Doch wirklich sicher konnte sie sich nie fühlen. Dazu saßen ihr die mächtigen Rivalen und Verbündeten zu dicht im Nacken: Mailand im Norden, Neapel im Süden und nicht zu vergessen das Rom der katholischen Kirche mit seinen unablässigen Verschwörungen und Intrigen. Die Medici, die heimlichen Herrscher von Florenz, bewegten sich auf einem schmalen Grat zwischen persönlicher Habgier und Dienst an der Allgemeinheit, unter den wachsamen Augen ihrer Feinde, die nur auf den passenden Augenblick warteten, um die skrupellose Familie ein für alle Mal zu Fall zu bringen. Und wie eine Märchengeschichte, geboren aus der Fantasie, fand die Magie immer mehr Verbreitung auf der Halbinsel. Mal führte sie ein Schattendasein im Verborgenen, um der Verfolgung zu entgehen, mal standen ihr die Türen offen, doch so oder so lenkte sie Schicksale in unwiderrufliche Bahnen.

PIETRA MAGICHE



SONNENTURM

Geformt wie eine Turmspitze in leuchtendem Gold mit schimmernden Bernsteinstreifen. Erzeugt starkes Licht und Wärme, heilt Wunden, vertreibt Finsternis und Furcht und weckt Energie.

MEERWEBER

Glatter, ovaler Stein in einem blassen Meergrün mit Wellenmuster. Mit ihm lassen sich das Wasser und die Gezeiten beherrschen, Strömungen und Wellen beeinflussen.

SCHATTENGLAS

Flache Scheibe in einem rauchigen Schwarz mit durchscheinenden verschwommenen Wirbeln. Verleiht Unsichtbarkeit sowie die Fähigkeit, Schatten zu durchqueren und Geheimnisse in sich aufzunehmen und zu bewahren.

NACHTFLAMME

Sechseck in dunklem Mitternachtsblau mit feuerroten Adern. In die Mitte ist ein ewiges Licht eingebettet. Verwandelt unbelebte Dinge in lebendige Wesen. Verleiht Kontrolle über das Feuer und die Lebensenergie.

MONDSCHLEIER

Halbmondform in blassem Lavendel mit glitzernden weißen Streifen. Führt Schlaf herbei, verändert Erinnerungen, lässt Träume zu Albträumen werden und bietet Schutz vor bösen Geistern.

LEITSTERN

Geformt wie eine Pfeilspitze in glitzerndem Silber und mit einem eingravierten Labyrinth-Muster. Erzeugt einen schimmernden Pfad, der die Wirklichkeit zurechtbiegt und einen Reisenden beinahe unverzüglich an sein Ziel befördert.

ECHOSTEIN

Eine Kugel in Stahlblau mit einem metallischen Schimmer. Ermöglicht den Austausch von Gedanken und Gefühlen sowie Kommunikation zwischen zwei Menschen mit dem jeweiligen Gegenstück, unabhängig von Entfernung und Sprachunterschieden.

PROLOGO



CAVA DELLA LUCE – STEINBRUCH DES LICHTS

September 1468

Für Magie hatte Ravenna Maffei nichts übrig, das hatte sie von ihren Eltern so übernommen. Doch dann kam der Tag, an dem ihre Tante sie zum ersten Mal mit in den Steinbruch nahm. Da lernte Ravenna sie wirklich abgrundtief zu hassen.

Es war ihr dreizehnter Geburtstag. Der Himmel erstrahlte in einem perfekten, hellen Blau. Hoch oben über Ravenna zogen ein paar Wölkchen träge dahin. Sie legte den Kopf in den Nacken und ließ sich von der Sonne bescheinen, während sie aus den zarten Gebilden in ihrer Fantasie Tiere formte. Ihre Tante lenkte den alten Holzkarren über den engen Feldweg und machte Platz, damit ein anderer Karren, beladen mit Alabasterblöcken, sie von links überholen konnte. Ravenna klammerte sich atemlos an ihren Arm, denn sie konnte ihren ersten Blick auf die Cava della Luce kaum noch erwarten. Fieberte sie dem freudigen Ereignis doch schon seit *Wochen* entgegen.

Alle, die den Steinbruch schon gesehen hatten, berichteten, dass das Gestein im Sonnenlicht schimmerte und funkelte. Das hatte Ravnennas Fantasie beflügelt. Für sie bargen alle Steine Geheimnisse. Geheimnisse, die man ihnen mit einem Hammer und einem Meißel entlocken konnte, um festzustellen, zu was der Stein bestimmt war. Zu einem tapferen Helden vielleicht, oder einer jungen Frau mit scharfem Verstand? Oder doch eher zu einer weisen Eule oder einem anmutigen Schwan? Sie schmiegte sich an den Arm ihrer Tante und spielte an den Ärmeln ihrer Leinentunika herum.

Die Tante neigte den Kopf. »Wovon träumst du, Ravenna?«

Ravenna betrachtete die üppige Landschaft, die an ihnen vorüberzog. Zypressen und Wildblumen in leuchtenden Farben, so weit das Auge reichte. Der Duft von frisch gepflügtem Ackerboden und sogar noch von weit entfernten Olivenhainen erfüllte die Luft. Ravenna atmete tief ein. Keine Sekunde dieses Tages, auf den sie so lange gewartet hatte, durfte ihrer Erinnerung verloren gehen.

»Von der Bildhauerkunst.« Ravenna richtete sich auf. Gerade war ihr ein Gedanke gekommen. »Wie viel Alabaster können wir mit zurücknehmen, Zia?«

»Du wirst mehr als genug zum Üben haben«, versprach die Tante. Sie ließ die Zügel locker, und die Esel brachten sie wieder in die Mitte des ausgetretenen Pfades. »Aber denke daran, was deine Mutter gesagt hat, Ravenna. Die Bildhauerei darf dich nicht von deinen Aufgaben im Gasthof abhalten.«

Ravenna dachte an die Laken, die gewaschen, die Fußböden, die geschrubbt werden wollten. Nachttöpfe mussten ausgewischt, Brennholz gesammelt werden. Ihre Lippen zuckten, und die Begeisterung verblasste für einen kurzen Moment. Als ältestes Kind von Wirtsleuten hatte sie leider viele Pflichten.

Aber seit sie denken konnte, wünschte sie sich nichts sehnlicher, als so hübsche Statuen zu fertigen, wie ihre Tante es tat. Das waren heldenhafte Männer und Frauen mit Umhängen, die flatterten, und Händen, die fest Pfeil und Bogen gepackt hielten. Sie war immer wieder erstaunt, wie perfekt ihre Tante einen entscheidenden Augenblick einzufangen verstand, wie sie es fertigbrachte, Uner-schrockenheit eine Gestalt zu geben. Perseus mit dem Schwert, mit dem er die Medusa enthauptete, Theseus im Begriff, den Mino-
taurus zu erschlagen. Ravenna wollte am liebsten antike Frauen-
gestalten erschaffen. Die leichtfüßige Atalanta, Circe mit ihren
Zaubertränken, Athene in ihrer Rüstung.

Für Ravenna war es Magie, eine Magie, die ihr nicht verboten oder unheimlich erschien.

Ihre Tante zwickte sie in die Nase. »Ich wollte dir nicht die Laune verderben. Dreizehn Jahre schon. Ich kann es gar nicht glau-
ben.« Mit einer faltigen, wettergegerbten Hand wies sie nach vorn. Der Wind zerzauste ihr das lange, wellige Haar, das schon ganz weiß war. »Wir sind gleich da.«

Sie kamen einen Hügel hinauf, und endlich war der Steinbruch zu sehen, eine ausgedehnte, in den Hang gehauene Grube, von der verschiedene Tunnel abzweigten. Die goldenen Strahlen der Sonne, die auf den cremeweißen Stein fielen, gaben ihm ein spiegelblan-
kes Aussehen, dass es nur so funkelte. Wie ein Blitz in einem Ge-
witter entlud sich das Sonnenlicht in den silbernen Adern. Ravenna
reckte den Hals und rutschte auf die Sitzkante, um besser sehen zu
können. Rund um den Steinbruch waren Holzgerüste, Flaschen-
züge und Kräne im Einsatz, und Steinhauer bewegten sich wie em-
sige Ameisen über die in die Wände eingehauenen Pfade.

Ihre Tante zog die Zügel an, bis die Esel schließlich stehen blie-

ben. Ravenna sprang mit so viel Schwung von ihrem Holzsitz, dass ihr Rock wild um die Strümpfe an ihren Beinen flatterte.

»Ravenna, bleib in der Nähe und lauf nicht herum«, mahnte ihre Tante, während auch sie, vorsichtiger allerdings, vom Karren kletterte. Doch ihr Lächeln verriet schon, dass sie sich wenig Gehör versprach. Also rieb sie sich erst einmal über den verspannten Rücken und verzog dabei schmerzlich das Gesicht. »Hilf mir doch mal ...«

Aber Ravenna war bereits mit dumpf nachhallenden Laufschritten zum Rand der Grube unterwegs. Der Wind zerrte an ihren Haaren, während sie hinter sich das Lachen ihrer Tante zu hören glaubte. Als sie dem Rand so nah war, wie sie sich traute, riskierte sie einen Blick nach unten. Terrassenförmige Vorsprünge verliefen wie eine Spirale abwärts, was sie an die Muscheln erinnerte, die ihre Tante ihr von der Küste mitbrachte.

»Immer noch so ungeduldig«, stellte ihre Tante fest und nahm sie bei der Hand. »Lass uns zusammen hinuntersteigen.« Sie folgten dem Pfad und machten dabei einen weiten Bogen um die Arbeiter, die Werkzeuge an ihren Einsatzort brachten und sich gegenseitig Anweisungen zuriefen. Unfähig, ihre Begeisterung im Zaum zu halten, schwang Ravenna den Arm ihrer Tante lebhaft hin und her. Die Luft war erfüllt vom Lärm der Spitzhacken, die auf den Steinen aufschlugen, vermischt mit dem Ächzen der Kräne beim Heraufziehen der schweren Blöcke. Mit ihrer freien Hand streifte Ravenna an der Wand entlang, in der Meißel und Hacken tiefe Furchen hinterlassen hatten.

»So muss der Mond aussehen«, überlegte sie laut. »Meinst du nicht auch?«

Ihre Tante lächelte. »Den Mond kannst du dir ganz nach deiner Fantasie vorstellen.«

Und dann waren sie auch schon unten angekommen, und ihre Tante winkte einem Mann mittleren Alters zu, der sich gerade mit einigen Arbeitern unterhielt. Er schaute über seine Schulter zu ihnen hin. Beim Anblick von Ravenna hoben sich seine schon fast grauen Augenbrauen bis zu seinem Haaransatz. Er gab den Männern eine letzte Anweisung, bevor er mit langen, zielstrebigem Schritten auf die beiden Neuankömmlinge zuing.

»Ein eigenartiger Ort, um ein Kind mitzubringen«, bemerkte er anstelle einer Begrüßung. Er war ein kleiner Mann, gezeichnet von der Sonne und der schweren Arbeit. Das grobe Leinen seines Arbeitskittels war staubig und mit Schmutzstreifen überzogen. Er fasste an seinen breitrempigen, ebenfalls staubigen Hut.

Ravennas Tante zog sie nah an sich heran unter den Schutz ihrer bauschigen Tunika und ihres starken Arms. »Buongiorno, Gioberto. Meine Nichte möchte gern das Bildhauern erlernen, und wir sind gekommen, um ihr zum Geburtstag den perfekten Stein auszusuchen.«

Sein wettergegerbtes Gesicht spannte sich an. »Also noch so ein komischer Kauz in der Familie.«

Ravenna zuckte zusammen und drückte sich fester an ihre Tante.

»Gott sei Dank«, erwiderte die Tante fröhlich und unbeirrt von seiner unfreundlichen Art. Sie war eine berühmte Bildhauerin, hatte aber nie geheiratet und auch keine eigenen Kinder bekommen. Ravenna hörte, immer wenn sie auf den Markt ging, all die Klatschgeschichten über sie, machte sich aber nichts daraus. Wahrscheinlich deshalb, weil ihre Tante sich allem Anschein nach auch nichts daraus machte.

Ihre Tante ließ den Inhalt des Lederbeutels an ihrem Gürtel

klimpern und zog fragend eine Augenbraue hoch. »Wir schauen uns mal um, falls Ihr immer noch an einem Verkauf interessiert seid, ja?«

Bei der Aussicht auf ein Geschäft hellte sich die Miene des Mannes auf. Er wies auf einen behelfsmäßigen Unterstand, unter dem eine Gruppe von Männern ihre Werkzeuge schärfte. »Hier entlang. Ich kann Euch eine große Auswahl zeigen.«

Ravenna folgte den beiden und ließ dabei neugierig den Blick über die hohen, zum Abholen bereiten Stapel von Alabaster und die überall verstreuten Werkzeuge schweifen: Meißel, Spitzhacken, Hammer und Spaltkeile. Sie wanderte ein wenig umher, fand einen vergessenen Meißel und hob ihn auf. Dann schaute sie zu ihrer Tante hinüber, die in ein Gespräch über Größen und Preise und was es sonst noch so zu regeln gab vertieft war und gar nicht mehr auf sie achtete. Ravenna ging auf die stark zerklüftete Wand zu und schlug mit dem Meißel dagegen. Sie bewegte sich weiter daran entlang, ganz fasziniert von den schimmernden Adern im Gestein, die auch dann noch funkelten, als es in einen Tunnel ging.

Begeistert spazierte sie weiter.

Der Lärm der Arbeiter verhallte, und der Pfad schlängelte sich wie durch ein Labyrinth, von dem hin und wieder neue Tunnel abzweigten. Doch Ravenna blieb auf dem Hauptweg, der sie tief unter die Erde führte. Selbst da kam es ihr nicht in den Sinn, dass sie ja vielleicht Angst haben müsste. Die Adern schimmerten unter ihrer Berührung, und sie überlegte, was sie alles daraus machen könnte, wenn der Stein ihr gehörte. Wie von Zauberhand zog es sie weiter, während sie immer wieder an Blitze denken musste.

Sie bog um eine weitere Ecke, tiefer hinein in die Finsternis.

Plötzlich stockte Ravenna. So langsam wurde ihr bewusst: Sie

war zu weit gewandert. Jetzt hörte sie im Kopf ihre Mutter schimpfen und sie vor all den Kreaturen warnen, die im Dunkeln lauern: Wölfe, schlafende Bären und blutsaugende Vampire. Sie drehte sich um mit der Absicht, den funkelnden Adern zurück in den Sonnenschein zu folgen. Ein Hauch davon durchzog ja schon die Schatten, sodass sie ihren Weg klar genug erkennen konnte.

Da bewegte sich am Eingang zu einem der Tunnel etwas, und der bullige Umriss eines Mannes ragte über ihr auf. Ravenna hielt inne. Ihr stockte der Atem. War es wirklich ein Mensch? Sie fasste den Meißel so fest, dass das Holz rau gegen ihre Handfläche kratzte.

Er sprach in einem schroffen Flüsterton. »Wo kommst du denn her?«

»Ich bin mit meiner Tante hier«, antwortete sie. Im Vergleich zu seiner Stimme klang ihre ganz piepsig.

»Hab ich gesehen«, knurrte der Mann. »Eine alte Frau.«

Die Worte lagen wie Staub auf ihrer Zunge. Vor lauter Panik konnte sie kaum noch schlucken. »Sie wartet auf mich.«

»Du solltest zurückgehen«, sagte der Mann. »Das ist kein Ort für ein Kind.«

Die Spannung in ihren Schultern ließ etwas nach. Aber nur ein ganz klein wenig. Er war immer noch ein Fremder. Ravenna nickte und entfernte sich rückwärts von ihm, ohne darauf zu achten, wo sie hintrat. Er blieb, wo er war, in gebührendem Abstand, doch dann verzog er plötzlich warnend das Gesicht.

»Vorsicht, da ist ein Schacht hinter ...«

Ravenna rutschte aus und geriet aus dem Gleichgewicht. Sie wedelte wild mit den Armen durch die Luft, doch es ging immer weiter bergab. Der Mann griff nach ihr, die Finger zu Klauen geformt, und bekam sie am Arm zu fassen.

»Vorsicht!«, schrie er, und das Wort fand in der Dunkelheit sein Echo.

Der Kiesboden gab unter ihnen nach, und dann rutschten sie beide abwärts. Der Mann zog an ihr, und Ravennas Zähne klapperten unsanft aufeinander. Sie warf einen Blick über ihre Schulter. Hinter ihr tat sich ein tiefer Abgrund auf, in der Dunkelheit kaum zu erkennen. Blankes Entsetzen packte sie, sodass sie keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Um sie herum drehte sich alles. Ihr Körper zitterte heftig und unkontrolliert. Etwas Seltsames breitete sich in ihrem Innern aus, sprudelte an die Oberfläche und ergoss sich in einer wogenden Welle über sie. Was immer es auch war, wie eine Meeresströmung rauschte es durch ihre Adern und schoss aus ihren Fingerspitzen. Blaues Licht erfüllte den engen Raum des Tunnels, schimmerte in der Dunkelheit und umfing sie beide.

»Che cazzo!«, rief der Mann, während er Ravenna und sich selbst wieder auf ebenen Grund zerrte.

Mit offenem Mund starrte Ravenna auf die Magie, die aus ihr herausströmte, sah mit an, wie sie sich fest um den Mann wickelte. Sie begriff überhaupt nichts mehr. »Was ... Ich weiß nicht ...«

Er ließ sie los, doch die Magie hatte ihn weiter im Griff. Sie wühlte sich unter seine Kleidung, drängte sich in seinen Mund, strömte in beide Ohren.

Ravenna wich zurück und prallte gegen die zerklüftete Wand. »Nein, *nein!*«

Der Mann schrie auf, als seine Haut anfang runzlig zu werden, zuerst nur langsam, aber dann immer schneller. Sein Rücken krümmte sich, seine hochgewachsene Gestalt schrumpfte, und sein Haar war von einem Augenblick auf den anderen schneeweiß, während er sich in Windeseile in einen Greis verwandelte.

Ravenna empfand abgrundtiefe Scham und konnte nur noch schluchzend stammeln: »Es tut mir leid, es tut mir so leid!«

Schritte hallten durch den Tunnel. Atemlos keuchend erschien Ravennas Tante. Voller Entsetzen sah sie zu, wie die Magie den Mann umwirbelte und in Besitz nahm, bis er nur noch ein rassendes Geräusch von sich gab, das letzte in seinem Leben, und dann leblos zu Boden sackte.

Doch die Magie war noch nicht fertig mit ihm.

Sie schwebte über dem toten Körper, verschlang gierig das zerfallende Fleisch und leckte auch noch die letzten Reste ab, bis lediglich ein Häufchen Knochen übrig war. Ravenna fiel auf die Knie, während ihr die Tränen über die Wangen strömten. Panik stieg in ihrer Kehle hoch wie Säure. Die Übelkeit war übermächtig. Gleich würde sie sich übergeben müssen.

Währenddessen hing die Magie noch immer über den Überresten des Mannes. Doch dann trieb sie, blau schimmernd, wieder auf Ravenna zu. Sie schrie auf und wollte sie mit vorgehaltenen Händen abwehren, aber es half nichts. Noch einmal strömte die Magie in das Mädchen hinein, jagte durch ihre Adern und nistete sich tief in ihrer Brust ein. Sie war wie eine Schlange, die ihre Beute gefunden hatte.

Mit glühend heißen, tränenüberströmten Wangen sah Ravenna zu ihrer Tante hoch. In ihr tobten widerstreitende Gefühle: Scham, Entsetzen, Verwirrung. Sie konnte nicht begreifen, was da mit ihr geschah. Schlagartig hatte sich ihr Leben für immer verändert. Noch vor wenigen Augenblicken war sie ein ganz normaler Mensch gewesen, doch sogar schon mit ihren dreizehn Jahren begann sie so langsam zu begreifen, dass sie das womöglich ... jetzt *nicht mehr* war.

Es war unfassbar.

Die Schreie des Steinhauers dröhnten ihr immer noch erbarmungslos in den Ohren. Sie hatte ihn getötet. Sie hatte *gesündigt*. Ihretwegen lebte er nicht mehr. Ravenna zitterte am ganzen Leib, überwältigt von Schuldgefühlen. Zwischen ihren Rippen machte sich ein eigenartiges Gefühl bemerkbar, als hätte sich nah an ihrem Herzen etwas festgesetzt.

Ravenna wusste, was es war: das Böse.

Mit einem Mal erinnerte sie sich an einen kalten Winterabend vor einigen Jahren. Damals war eine Hexe in den Gasthof gekommen und hatte um eine sichere Bleibe für die Nacht gebeten. Ravennas Eltern hatten ihr das für eine Nacht gewährt. Am nächsten Morgen hatten sie ihr dann gesagt, sie solle ihr Haus nie wieder betreten.

Magie, gleich welcher Art, war in Volterra nicht willkommen und Hexen schon gar nicht.

Ihre Tante erwiderte Ravennas Blick mit fassungslosem Entsetzen. Sie hatte die Hände in ihre weißen Locken gesteckt, als wollte sie sie mit den Wurzeln ausreißen. In ihrem bleichen, schmalen Gesicht wirkten die dunklen Augen riesig. »Deine Mutter wird mich umbringen.«

CAPITOLO UNO



VOLTERRA

Neunter April 1478

Sie hatten ihren kleinen Bruder in einen Käfig gesteckt. Ihren Bruder, der so klein gar nicht mehr war, aber weil Ravenna Maffei älter war als er, würde er das immer für sie bleiben. Einen ganzen Tag hatte Antonio schon in dem schmiedeeisernen Käfig gehangen, bevor die florentinische Armee sie endlich zu ihm ließ. Und selbst das nur aus der Ferne. Gerade nah genug, um seine langen Beine fünf Meter über der Piazza dei Priori baumeln zu sehen. Gerade nah genug, um zu sehen, wie sich seine schmutzigen Hände um die Stäbe klammerten. Schon nach nur einem Blick auf ihn hatte sie, scharf und mörderisch wie ein Schwert, unbändiger Zorn durchzuckt. Jeder Gedanke, jeder Atemzug tat ihr weh.

Denn ihr Zorn war nutzlos.

Und Ravenna fühlte sich nicht gerne nutzlos.

Was auch der Grund war, warum sie gerade, mitten in der Nacht,

eine sperrige Leiter durch die engen Gassen von Volterra schleppte. Von oben schien in aller Seelenruhe der Mond und beleuchtete ihr den unebenen Weg. Ravenna biss die Zähne zusammen, während ihr der Schweiß übers Gesicht und den Nacken hinuntertropfte, bis auf den Rücken, den das jahrelange Schleppen von schweren Steinen stark gemacht hatte. Jetzt war sie schon gefühlt seit Stunden unterwegs, von Kopf bis Fuß eingehüllt in einen dunklen Umhang, der seinen Zweck ein bisschen zu gut erfüllte. Trotz des kalten Windes, der ihr in die Wangen kniff, stöhnte sie unter der Hitze. Dennoch wagte sie es nicht, die Kapuze abzunehmen.

Eigentlich durfte nach Sonnenuntergang niemand mehr sein Haus verlassen.

Sie ließ den Blick über das Kopfsteinpflaster schweifen und ignorierte ihr Herzklopfen. Natürlich war es riskant, nachts während der Ausgangssperre draußen herumzulaufen, aber was sollte sie machen?

Ihren jüngeren Bruder dem schleichenden Hungertod ausliefern? Auf keinen Fall.

Ihr Puls schlug heftig in ihrem Hals. Sie musste handeln, allerdings mit Bedacht. Es verbargen sich immer noch Menschen in der Stadt, die Florenz treu ergeben waren, Menschen im Bann der verhassten Familie Medici.

Und *diese Familie* war schuld daran, dass ihr Zuhause jetzt in Trümmern lag.

Lorenzo de' Medici hatte es sich einfallen lassen, mitten in der Stadt Volterra eine riesige Festung zu errichten, um sie von dort aus besser beherrschen zu können. Dann hatte er kurzerhand den Besitz der Familien beschlagnahmt, die es gewagt hatten, seinen

Herrschaftsanspruch infrage zu stellen. Und auch die Ausgangssperre, die vorschrieb, dass alle bei Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein mussten, war ihm zu verdanken.

Seinetwegen hatte sie Verwandte und enge Freunde verloren.

Ihren Bruder wollte sie nicht auch noch verlieren.

Eine streunende Katze ließ sie aufschrecken. Sie blieb stehen und spitzte die Ohren. Jede Straße in Volterra hatte so ihre Eigenheiten, und Ravenna kannte sie alle in- und auswendig. Zu dieser Nachtzeit musste man auf der Via Ricciarelli mit ihren vielen Tavernen mit leichtsinnigen Vergnügungssüchtigen rechnen, die sich über die Ausgangssperre hinwegsetzten. Aus dem gleichen Grund mied sie die Via Porta all'Arco. Womit nur noch eine Handvoll weniger genutzter Gassen übrig blieb.

Ruhiger, aber auch gefährlicher.

Einen Augenblick lang spielte sie mit dem Gedanken umzukehren. Doch dann fielen ihr die florentinischen Fußsoldaten wieder ein, die johlend zu den baumelnden Füßen ihres Bruders hinaufgeschaut hatten. Das faule Gemüse, mit dem sie nach ihm warfen, während er mit großer Anstrengung sein Gesicht ausdruckslos gehalten hatte, selbst dann noch, als seine Freunde hingerichtet wurden. Nie war sie stolzer auf ihn gewesen.

Es war das Risiko wert.

Ravenna bog, etwas unbeholfen mit der langen Leiter, um eine Ecke und ging zügig weiter. Harte Arbeit und schwere Lasten waren ihr nicht fremd.

Sie wusste Streitigkeiten zwischen Gästen zu schlichten, ihre jüngeren Geschwister zu Gehorsam zu bewegen und die monatlichen Ausgaben des Gasthofs gering zu halten. Lieferanten und Kaufleute hatte sie allesamt das Fürchten gelehrt, und beim Ver-

handeln machte ihr so schnell keiner etwas vor. Und so ganz nebenbei brachte Ravenna auch noch in weniger als einer Stunde eine schmackhafte Mahlzeit für einen ganzen Raum voll hungriger Gäste zustande und verstand sich ebenso meisterhaft auf das Brauen von kräftigen Ales wie von wohltuenden Kräutertees.

Falls nötig, war sie auch durchaus imstande, sich zu verteidigen. Dank ihrem Vater hatte sie nämlich immer einen Dolch im Stiefel stecken. Und sollte diese Waffe nicht ausreichen, so gab es ja immer noch die Leiter.

Mit einem leicht wogenden Gefühl zwischen ihren Rippen erwachte die Magie in ihr. Es war eine Erinnerung daran, dass ihr, wenn es hart auf hart kam, auch noch eine dritte Möglichkeit zur Verfügung stand. Doch Ravenna wäre es lieber, man würde mit einem Dolch auf *sie* losgehen, als auf die schwarze Magie in ihrem Körper zurückzugreifen.

Sie bog in die nächste Straße ab.

Auf beiden Seiten standen hohe Steingebäude, die noch die Wunden aus dem Kampf gegen Florenz trugen: klaffende Löcher, zerbrochene Fensterscheiben, bröckelnde Mauern. Grausam und blutig war es zugegangen, Hunderte hatten ihr Leben verloren. Gegen die Medici und ihren bezahlten Handlanger, den äußerst tüchtigen Herzog von Urbino, hatten die Einwohner von Volterra nicht die geringste Chance gehabt.

Ravenna zwang sich, stur geradeaus zu blicken.

Das war leichter, als an die Familie zu denken, die einmal hier gewohnt hatte.

Sie überquerte eine Gasse und sah sich plötzlich zwei an der Mauer lehenden Schatten gegenüber. Der Mond erhellte die verschwommenen Umrisse, bis die Schatten die Form von zwei Män-

nern annahmen, der eine groß und schlank, der andere klein und mit einem Körper wie ein Fass. Letzterer trug ein Barett auf seinem kurzgeschorenen Haar und eine schwere Kette um den Hals, was seinen gehobenen Stand kennzeichnete. In seinem Gesicht erkannte Ravenna eine Ähnlichkeit mit dem Schwert an seiner Hüfte – beide waren scharf und respekteinflößend. Ihn hätte sie überall wiedererkannt. Es war der Capitano der Bürgerwehr von Volterra. Ein mächtiger Mann und ihr größter Verteidiger gegen die Medici, besonders jetzt, wo die Stadt gefallen war.

Der andere Mann war ihr fremd.

Beide wirkten angespannt und steckten mitten in einer Auseinandersetzung. Im Schutz der engen Gasse fielen harte Worte. Der Capitano ließ eine behandschuhte Hand auf den Griff seines Schwertes sinken. Ravenna verlangsamte ihre Schritte. Als der größere Mann sie schließlich bemerkte, hatte sich ihr Gesicht schon missbilligend verzogen. Er machte eine halbe Drehung in ihre Richtung, wodurch sein Profil in das schwache Licht des Mondes geriet. Mit hochgezogener Augenbraue sah er sie kühl an, bevor er sich weiter zu ihr hindrehte und auch noch den Rest seines Gesichts enthüllte.

Ruckartig blieb Ravenna stehen und brachte damit die Leiter ins Rutschen.

Noch niemals hatte sie einen so schönen Menschen gesehen.

Anmutig geschwungene Brauen wölbten sich leicht spöttisch über dunkle, von dichten Wimpern umrahmte Augen, die sie sofort in ihren Bann zogen. Auch das übrige Gesicht hätte perfekter nicht sein können: volle Lippen, die verruchte Geheimnisse erahnen ließen, und Wangenknochen, so scharf geschnitten wie die Klinge seines edelsteinbesetzten Schwertes. Trotz der grauen Wolken, die

den Mond umwirbelten, funkelten ihr Peridote, Diamanten und Smaragde entgegen.

Wie gerne hätte sie jetzt Meißel und Skalpell zur Hand gehabt. Dieses Gesicht musste einfach in Marmor verewigt werden, die markanten Züge, und am besten noch zur Abrundung ein wallender Umhang um die langen Beine.

Er sah verwegen aus, wie ein unbesonnener Gedanke in Menschengestalt.

Der Mann ließ seinen Blick über ihren Körper schweifen, so verhüllt er von ihrem eigenen schweren Umhang auch war, und auch über die auf beiden Seiten ihrer Schulter vorstehende lange Leiter. Seine Miene blieb ausdruckslos, sein Körper unbewegt und frostig.

Auch seine Stimme war kalt und distanziert. »Es ist schon nach der Sperrstunde. Ab mit Euch.«

Ravenna schaute unsicher den Capitano an. Seine warmen braunen Augen schauten in ihre, und er gab ihr mit einem Ruck seines Kinns zu verstehen, dass sie nicht weiter stören sollte. Sie zögerte zuerst noch, doch als der Größere der beiden einen Schritt nach vorne tat, erhob der Capitano seine Stimme.

»Sofort, Signorina.«

Ravenna machte sich wieder auf den Weg, obwohl ihr dabei nicht wohl zumute war. Das Gespräch der Männer hatte nichts mit ihr zu tun, und sie musste ja auch dringend woandershin. Und dennoch hatte Ravenna das unheimliche Gefühl, dass sie einen Fehler machte. Aber was blieb ihr übrig?

Nur eins – sie ging zügig weiter.

Die enge Gasse mündete schließlich in die zerstörte Piazza dei Priori. Die florentinische Armee war mit brennendem Eifer ins Herz der Stadt gestürmt und hatte dort regelrecht Feuer gespuckt,

wie die Drachen, die im Norden die Berge umkreisten. Der Platz lag in Trümmern, aber Ravenna blickte darüber hinweg auf einen der Eisenkäfige, die von oben herunterhingen.

Darin saß ein einzelner Gefangener.

Antonio lag zusammengesackt vor den Gitterstäben und trat unruhig mit den Beinen aus. Erleichterung durchströmte ihren Körper. Sie spähte über den Platz und bemerkte dabei die langen Holztische vor dem prächtigen Glockenturm, der glücklicherweise noch stand. Neben den Tischen hatte man ein neues Podium errichtet, und Ravenna drehte sich der Magen um.

Aber sie konnte jetzt nicht an morgen denken und daran, was der Tag wohl bringen mochte.

Noch nicht.

Mit zur Seite geneigtem Kopf schaute Antonio in ihre Richtung, als könnte er nicht glauben, was er da sah. Ravenna schoss wie ein Pfeil aus der Gasse heraus, und sofort standen seine Beine still. Er stieß einen leisen Pfiff aus, den Ruf einer Schleiereule. Mit der wenigen Luft, die ihr noch geblieben war, erwiderte sie den Ruf. Die Leiter war schwer, und sie spürte schon, wie sich auf ihrer Schulter ein Bluterguss auszubreiten begann.

Antonio pfiff noch einmal, doch diesmal klang es eher wie ein Kauz. Ravenna hielt inne. Ihre Beine zitterten. Hatte er jemanden entdeckt? Doch die Piazza war zum Glück wie leergefegt. Es war demnach nur die Sorge gewesen. Sie schlängelte sich weiter zwischen herumliegenden Trümmern und Abfällen hindurch.

»Ravenna«, flüsterte Antonio eindringlich. »Was tust du denn hier?«

»Wonach sieht es denn aus?« Sie stellte die Leiter aufrecht und legte den Kopf in den Nacken.

»Es herrscht doch Ausgangssperre!«, zischte er.

»Ich habe keine Wachposten gesehen.«

Genau genommen war das ja auch nicht gelogen.

In der kühlen Brise schaukelte der Käfig hin und her, und seine Ketten quietschten und klapperten wie ein aufgescheuchtes Gespenst. Antonio drückte sein schmales Gesicht gegen die dicken, rostigen Eisenstäbe. Er hatte abgenommen, und seine Augen waren blutunterlaufen. Wahrscheinlich hatte er, seit er dort drinnen hockte, überhaupt nicht geschlafen. »Du bist doch eigentlich die Vernünftige von uns.«

Ravenna hielt sich an den Sprossen fest und stieg nach oben. Die Leiter reichte bis an die schwere Käfigtür, die breit genug war, dass ein Mensch hindurchpasste, aber von einem großen Vorhängeschloss gesichert.

Das nahm sie mit einem finsternen Blick unter die Lupe, während sie gleichzeitig nach ihrer Scarsella griff, dem spitz zulaufenden Beutel, der an ihrem ledernen Werkzeuggürtel hing. Sie enthielt einen kleinen Meißel und ein Schnitzmesser, ein handgenähtes, mit gewachster Leinenschnur gebundenes Heft sowie Kohlestäbchen in einer schmalen Lederhülle. Das alles hatte Ravenna immer dabei. Auch ihre Kleidung hatte sie mit Bedacht gewählt: ein Kleid in dunklem Burgunderrot von guter Machart, aber mit nur wenigen schlichten Verzierungen, den wollenen Umhang mit über den Kopf gezogener Kapuze. Das Beste an dem Kleid? Es hatte genug Taschen, um alles, was sie so brauchte, unterzubringen.

Sie nahm das kleine Schnitzmesser heraus und zielte damit auf das Vorhängeschloss.

»Nicht«, warnte Antonio. »Wenn ich ausbreche, werden sie als Erstes im Gasthof nach mir suchen.«

Ravenna nickte. Mit diesem Einwand hatte sie gerechnet. »Wenn sie dich da nicht finden, werden die Soldaten weiterziehen.«

»Und dann stecken sie *dich* in den Käfig. Ich muss hierbleiben.« Er legte seine Hände um die Stäbe. »Geh heim.«

Sie beachtete ihn nicht weiter, obwohl er natürlich recht hatte. Sie steckte das Messer wieder weg und holte dann einen großen, mit Rosmarin und Knoblauch gewürzten Laib Brot aus ihrer Tasche. Er riss ihr das Brot aus der Hand und biss ein großes Stück heraus. Ihn auf solche animalischen Instinkte gesunken zu sehen, entfachte wieder neu ihren Zorn. Tiefe Furchen verunstalteten sein gebräuntes Gesicht, und so hohl hatten seine Wangen und seine Augenhöhlen auch nicht ausgesehen, bevor er sich mit einem der florentinischen Soldaten angelegt hatte, die zurückgeblieben waren, um für Recht und Ordnung zu sorgen – *und* um mögliche Aufstände gegen die Medici zu verhindern.

Doch als sie sich das abgemagerte Gesicht ihres Bruders so anschaute, da wusste sie, dass er den Kampf niemals aufgeben würde.

Ravenna war wütend. Ihr Bruder aber brannte mit jeder Faser seines Körpers lichterloh für die Sache. Sie schob ihren Arm durch die Gitterstäbe, und er ließ sich von ihr die schmutzigen Haare aus der Stirn streichen. Unter anderen Umständen hätte er das niemals mit sich machen lassen.

»Ich habe einen Plan«, flüsterte sie.

Antonio hörte mit dem Kauen auf und zog erwartungsvoll die Augenbrauen hoch.

»Ich werde dich freibekommen«, erklärte sie.

»Und wie?« Er wurde von Verbitterung erfüllt. Sie stahl sich über sein Gesicht wie ein Schneesturm. »Du hast die Bastarde doch gehört. Sie werden mich nicht freilassen, nicht für alles Geld der

Welt. Ich soll als warnendes Beispiel dienen.« Seine Lippen verzogen sich angewidert.

»Ich weiß schon, wie«, versicherte Ravenna ihm. »Jetzt, wo du hier oben festhängst, hast du sicher noch nichts von morgen gehört.«

Antonio schnaubte verächtlich. »Die Vorbereitungen für das Fest sind ja kaum zu übersehen.« Er zeigte auf die Tische und das Podium. »Wer wird denn erwartet?« Seine Hände ballten sich zu Fäusten. »Sind sie es etwa? Die Medici? Wollen sie uns ihre Schadenfreude spüren lassen?«

Er sprach ihren Namen aus, als wäre er ein Schimpfwort.

»Es ist kein Fest«, erklärte Ravenna. »Es ist ein *Wettkampf*. Und die Familie Medici ist auch nicht der Veranstalter, sondern ihre Verbündeten. Sie sollen morgen früh hier eintreffen.«

Seine kämpferische Miene verblasste. Er ließ die Arme sinken und lehnte sich nach hinten gegen die Gitterstäbe. »Du meinst doch nicht ...«

»Doch. Genau die. Die Unsterblichen.« Sie hielt kurz inne. »Die Luni Famiglia.«

Sie schauten sich mehrere Sekunden lang von Ehrfurcht ergriffen an.

Niemand wusste, woher die Luni Famiglia stammte, nur, dass sie vor beinahe hundert Jahren nach Florenz gekommen waren und seitdem dort die heimlichen Herrscher waren. Viele glaubten, es handele sich um Fae, doch das erklärte nicht, warum sie sich in einer eindeutig menschlichen Stadt niedergelassen hatten und sich ausgiebig zutiefst menschlichen Angelegenheiten widmeten, während die Fae ja eher dafür berüchtigt waren, dass sie nur verhängnisvolle Vereinbarungen eingingen.

Falls die Luni Famiglia tatsächlich Fae waren, dann mit Sicherheit keine gewöhnlichen.

Und einmal abgesehen von den Medici verfügte niemand über eine solche Macht wie sie.

Lange vor Ravennas Geburt hatte der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches der Familie Luni als Dank für ihre Dienste an der Republik Florenz ein Herzogtum übertragen. Der älteste Sohn war zum Ritter ernannt worden und galt als Erbe des Familienvermögens, des Großteils der Besitztümer und des begehrten Titels. Sein jüngerer Bruder hatte den Oberbefehl über die florentinische Armee – *er* war es, der ihnen den Herzog von Urbino vor die Tür gesetzt hatte –, und die jüngste Schwester bekam den Titel einer Komtess verliehen.

Und wem das noch nicht reichte, der musste sich nur die Geschichten über die Schönheit und Anmut der Geschwister anhören, die in allen Tavernen, bei jedem Bankett, jeder Festveranstaltung und jedem Turnier überall auf der Halbinsel die Runde machten.

Ravenna konnte die vielen Loblieder schon nicht mehr hören – ganz gleich, wie ungeheuer schön und reich und mächtig sie waren.

»Was in aller Welt wollen sie denn ausgerechnet *hier*?« Antonio sah sie argwöhnisch an. »Und was hat das mit *mir* zu tun?«

»Sie veranstalten einen Wettstreit für Bildhauer. Die Teilnehmer müssen ihre besten Werke präsentieren«, sie wies mit der Hand auf einen der Tische, »und die Familie Luni wird dann einen Gewinner bestimmen.«

»*Noch einmal*«, wiederholte Antonio ungeduldig, »ich verstehe nicht, was das ...«

»Ich werde mitmachen.«

Antonio beugte sich so ruckartig vor, dass der Käfig heftig ins Schaukeln geriet. Ravenna packte schnell einen der Stäbe, um ihn wieder zur Ruhe zu bringen.

»Du bist doch keine Bildhauerin«, sagte Antonio.

Sie ließ den Stab los und spannte sich an. »Doch, das bin ich.«

»Hast du den Verstand verloren? Du bist eine Frau. Wer wird dich schon teilnehmen lassen? *Niemand*.« Er schüttelte den Kopf, nicht weniger entsetzt als verblüfft. »Ich wundere mich über dich, Ravenna. Unsere Eltern mussten doch schon verkraften, dass ich hier einsitze. Warum willst du ihren Namen noch weiter in den Schmutz ziehen?«

»Weil ich dir helfen will«, erwiderte Ravenna gekränkt.

»Ravenna ...«

Sie hielt die Hand hoch, um weiteren Protest abzuwehren. »Du hast mich gar nicht gefragt, was der Gewinner bekommen wird.«

Er stieß einen verächtlichen Laut aus. »Das spielt ja wohl kaum eine Rolle.«

»Tut es doch. Der Preis ist ein Gunstbeweis. Was immer ich mir wünsche.« Antonio bekam große Augen, und Ravenna hielt seinen Blick gefangen. »Mein Preis wird sein, dass man dich freilässt und alle Anklagen gegen dich fallen gelassen werden.«

Ihr Bruder starrte sie mit offenem Mund an, und in seinen dunklen Augen blitzte Hoffnung auf. Doch dann verdüsterte sich sein Gesicht wieder, und alle Zuversicht war wie weggeblasen. »Du hast keine Chance zu gewinnen. Nicht, wenn du gegen Mirandola und Bramante antrittst.«

Ravenna unterdrückte den Drang, an den Käfigstäben zu rütteln.

Denn er hatte recht. Es war wirklich ein aussichtsloses Vorhaben.

Die Wahrscheinlichkeit, dass sie den Wettstreit gewann, war gleich null. Ihre Eltern waren rechtschaffene Wirtsleute, bekannt für ihre Gastfreundschaft und nicht für ihre künstlerische Begabung. Die einzige Künstlerin in der Familie war ihre Tante gewesen. Sie hatte Ravenna alles beigebracht, was sie wusste, aber sie war inzwischen schon lange tot. Ihre Eltern erlaubten ihr diese eine Verschrobenheit, weil sie alles andere in der Locanda so wunderbar regelte.

Aber sie *hatte* Talent, und sie würde alles Menschenmögliche dafür tun, dass ihr Bruder die fünf Meter wieder herunter auf den Boden kam.

Sie wünschte nur, er hätte mehr Vertrauen zu ihr.

Vor allem, da es ihr immer noch den Atem raubte, ihn dort eingesperrt zu sehen.

»Geh wieder heim«, murmelte er.

Sie starrte ihn an. »Antonio, ich versuche doch nur zu helfen.«

»Das tust du aber nicht. Es ist grausam, jemandem Hoffnung vorzugaukeln, wenn es keine gibt.«

»Rede nicht so«, flehte Ravenna. »Gib nicht auf. Es besteht immer Hoffnung. Du bist so anders geworden, seit die Medici gekommen sind, Antonio. Das bist doch nicht du. Immer nur zornig, verbittert und mutlos.«

Er sah sie finster an. Der Zorn verzog seine Lippen zu einem hässlichen Grinsen. »Ich weiß, du denkst, du kannst alles unter der Sonne reparieren, aber über das hier hast du keinen Einfluss. Du kannst Volterra nicht retten. Du kannst dich ja nicht mal selbst retten.« Ravenna zuckte zusammen. »Du kannst mich nicht retten.

Ich bin, wie ich bin, wegen dem, was sie unserem Zuhause angetan haben und meinen Freunden.«

»Aber ...«

»*Lass mich in Ruhe.*«

Das konnte Ravenna nicht akzeptieren.

Sie fasste noch einmal in ihre Tasche und holte einen in ein Tuch eingewickelten Laib Käse heraus. Wortlos reichte sie ihn Antonio. Der blickte mit deutlichem Verlangen darauf, aber Ravenna wusste, dass er sie jetzt lieber anschreien würde.

»Bitte iss. Tu es für unsere Eltern, wenn schon nicht für mich.«

Antonio seufzte, nahm das Essen aber entgegen. »Du zögerst das Unvermeidliche nur heraus.«

Alle weiteren Worte würden nur neuen Streit auslösen. Sie sagte nichts mehr, während sie die Leiter hinunterstieg, aber diesmal war sie es, die am liebsten laut geschrien hätte. Auf dem ganzen Heimweg ging Ravenna nur eins durch den Kopf.

Sie würde ihren Bruder retten, und wenn sie daran zugrunde ging.

CAPITOLO DUE



Es war schon spät, und die Nacht wurde dunkler, als Ravenna auf dem verschrämmten Holztisch in ihrem Atelier ordentlich nebeneinander ihr Werkzeug aufreihete. Den Flachmeißel, das Zahneisen, die Raspel, eine Feile, ihren Hammer – praktisch die Verlängerung ihrer Handfläche –, ihren bevorzugten Bimsstein sowie eine Bürste mit weichen Borsten. Ravenna warf einen Blick auf das einzige Fenster, das es dem Mondlicht erlaubte, ein bisschen Glanz in den engen Raum zu bringen. Die Fensterbank hatte sie mit Eierschalen vollgestellt. Darin lagen Zimtstangen und Gewürznelken, bemalte Steine und Pergamentschnipsel mit Gedichten, Rätseln und Auszügen aus Geschichten darauf.

Opfergaben, um sich die Fae vom Leib zu halten.

Ihre Mutter war ebenso abergläubisch, wie sie praktisch veranlagt war, und so hatte sie Ravenna auch erzogen. Magie hatte in Volterra keinen Platz. Sie gehörte mit allen Mitteln ferngehalten. Und ihre eigene unterdrückt.

Ravenna wandte sich wieder ihrem Arbeitstisch zu. Für das Bildhauern war es ihre liebste Zeit, die Stunden um Mitternacht, wenn die restliche Welt im Schlummer lag. Sie atmete tief ein. Die

vertrauten Gerüche, die sich zwischen den Wänden des Lagergebäudes festgesetzt hatten, verfehlten auch heute ihre Wirkung nicht: Mehl, Vanille, alter Wein, Leinwand und Tannenzapfen. Draußen begann der Wind mit seinem Nachtgeheul, um den Winter bei seiner Abschiedsvorstellung in der Hügellandschaft von Volterra zu unterstützen.

Ravenna band sich eine saubere Leinenschürze zweimal um den Bauch, zündete noch eine Kerze an und warf dann einen kritischen Blick auf den Bozzetto. Er war nur etwa dreißig Zentimeter groß, und doch hatte die kleine Figur etwas an sich, das die Beschaulichkeit ihres Ateliers zu sprengen schien. Zum Gegenstand hatte Ravenna sich Pluto gewählt, den Gott der Unterwelt, und obwohl er noch nicht einmal ein Gesicht hatte, vibrierte die Luft um ihn herum schon bedrohlich. Die üppige Kleidung betonte noch die breiten Schultern, und seine kräftigen Hände endeten in groben Fingern, die imstande waren, die gefährlichsten Waffen zu schwingen.

Selbst ohne Gesicht wirkte er unheilvoll.

Vollende mich, Topolina, oder es wird dir noch leid tun, schien er ihr in einem mörderischen Flüsterton zuzuraunen.

Ravenna war noch nie in ihrem Leben als »Mäuschen« bezeichnet worden.

Verärgert nahm sie Flachmeißel und Hammer und schlug fest auf den Marmor ein. Er gab ohne Weiteres nach, ein Stein, so rein und strahlend, als käme er geradewegs vom Mond.

Mit geschickten Schlägen bearbeitete sie den Stein, meißelte Wangenknochen heraus, formte die feine Linie der Augenlider, fing die Schatten ein, aus denen sich die Umrisse des Gesichts herauskristallisierten. Mit dem Zahneisen kratzte sie den langen Bogen

der Augenbrauen heraus, bis sie gleichzeitig spöttisch und streng erschienen. Mit jedem neuen Schritt nahm Ravenna weitere Verbesserung vor, vertiefte die Linien, machte den Mund weicher, fügte dem schulterlangen Haar Wellen hinzu.

Erst als alles fertig war, erkannte sie, was sie getan hatte.

Das Gesicht, das ihr entgegblickte, gehörte dem Mann aus der nächtlichen Gasse. Nicht dem Capitano, sondern dem mit dem perfekten Äußeren, gefühllos schön und unnahbar. Mit offenem Mund starrte Ravenna die Statue an. Sie hätte sich ohrfeigen können. Wie konnte sie nur sein Gesicht in einem Werk verewigen, mit dem sie ihren Bruder retten wollte?

Wütend über sich selbst schüttelte sie den Kopf.

Draußen vor dem Atelier stimmte der Wind heulend in den Protest ein, und eh sie sich's versah, sprang krachend die Holztür auf. Der Lärm ließ Ravenna zusammenfahren, während vom Arbeitstisch der Staub wegfegte und ihr selbstgenähtes Kleid mit weiß-grauen Flecken überzog. Fassungslos sah sie dem Chaos zu, als wäre sie unvermutet in einen Schneesturm geraten. Doch dann trat der Wind abrupt den Rückzug an, anscheinend zufrieden mit seinem Werk. Die Tür schlug wieder zu.

Ihre Mutter hätte gesagt, das sei ein böses Omen.

Ravenna aber trat nur einen Schritt von dem Bozzetto zurück und legte den Kopf schief. Etwas fehlte noch, etwas undefinierbares, das ihr Werk aus allen anderen beim Wettstreit herausragen lassen würde. Ihre Gelassenheit geriet gewaltig ins Wanken. Außerhalb ihrer Familie hatte sie ihre Arbeiten noch *niemals* öffentlich präsentiert. Doch jetzt wäre da ein Publikum, Kritiker, die ihr Werk bewerteten. Und sie wusste genau, was sie sagen würden.

Sie wäre eine Hochstaplerin.

Ihr Beitrag wäre das Werk einer Amateurin und hätte weder Herz noch Seele.

Sie wäre eine *Frau*, die sich das edle Handwerk eines Mannes angemäßt hatte.

Ravenna legte ihr Werkzeug auf den Tisch und fasste mit den Händen an ihre Hüften. Auf das, was die anderen sagten, hatte sie keinen Einfluss, aber was sie hier machte, das konnte sie bestimmen.

Und zwar etwas erschaffen, womit sie ihren Bruder retten konnte.

»Ravenna!«

Sie wandte sich um. Ihre jüngste Schwester, Tereza, trat schüchtern ins Atelier und zog dabei ihre Kuscheldecke hinter sich her, einen schäbigen Lappen, der schon alle Maffei-Kinder begleitet hatte.

»Amorina«, sagte Ravenna. »Mein Liebes, bist du alleine hierhergekommen?«

Tereza ging zu dem großen Arbeitstisch hinüber, stellte sich auf die Zehenspitzen und klammerte sich an den Rand, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. »Ganz alleine. Wer ist das da?« Ihr dunkelbraunes Haar war zu einem Zopf geflochten, der auf ihre schmale Schulter fiel. Mit ihren fünf Jahren übte Tereza bereits eine beruhigende Wirkung aus, ganz im Gegensatz zum Rest der Familie, in der immer einer den anderen in puncto Lautstärke zu übertreffen versuchte. Sie steckte sich ihren Zeigefinger in den Mund, eine Angewohnheit, die ihre Mutter ihr noch nicht hatte abgewöhnen können.

»Pluto«, antwortete Ravenna. »Weißt du, wer das ist?«

Tereza nickte, und ihre zarten Gesichtszüge verzogen sich. »Nicht der Gute.«

»Kommt drauf an, wen du fragst«, bemerkte Ravenna mit einem Augenzwinkern. »Ich fand schon immer, dass die Bösen missverstanden werden.«

Mit einem leisen Plopp zog Tereza ihren Finger aus dem Mund. »Es ist nicht fertig.«

Ravennas Lächeln vertiefte sich. »Das finde ich auch. Was meinst du denn, was fehlt?«

»Etwas Funkelndes«, erklärte Tereza mit einem Achselzucken.

Ravenna zog mit den Zähnen an ihrer Unterlippe. Etwas *Funkelndes*. Ein Gedanke blitzte in ihrem Kopf auf, ein Gedanke, der sie zutiefst schockierte und doch bereits Wurzeln schlug.

Tereza stellte sich wieder mit beiden Füßen fest auf den Boden und drehte sich zur Tür. »Mamma sagt, du sollst reinkommen. Sie sagt, die Dunkelheit ist nicht gut für deine Augen. Deine Arbeit ist getan, und keiner verlangt, dass es perfekt ist. Aber sie hat gesagt, ich soll sagen, dass es doch perfekt ist. Warum, weiß ich nicht. Sie hat es ja noch nicht gesehen.«

Ravenna zog an dem langen Zopf ihrer Schwester. »Und was sonst noch?«

»Sie will nicht, dass du morgen gehst.«

Ravenna ging das Herz auf. »Du bist eine gute kleine Botin.«

»Sie hat auch noch gesagt, dass dein Frühstück jetzt kalt ist«, sprach Tereza ernst weiter. »Und das geschieht dir recht. Sie sagt, du bist zu dünn und einsam.«

»Noch fünf Minuten«, sagte Ravenna und verdrehte die Augen. »Sagst du ihr das?«

»Ja. Aber Mamma wird's nicht gefallen.« Und dann war Tereza auch schon durch die Tür.

Mit leerem Blick schaute Ravenna ihr nach.

Ihr Einfall ließ sie nicht mehr los.

Sie schaute verstohlen zu den langen Regalbrettern an den Wänden des Lagerraums hinüber, die ein schlimmes Geheimnis bargen. Das hatte sie dort in einem Kästchen versteckt, doch jetzt kam es ihr vor, als würde die Luft darum herum vibrieren. Die verbotene Magie umwirbelte sie, flüsterte ihr zu, drängte sie näherzukommen.

Niemand in Volterra wusste, dass diese flüsternde Magie in ihr wohnte.

Nur ihre Eltern, ihre beste Freundin Maria – und Antonio.

Sie hatte es ihm verraten, seinerzeit, als sie sich noch alles erzählten. Bevor der Kampf mit den Medici ihn zu jemandem gemacht hatte, den sie kaum wiedererkannte. Jetzt musste sie allein mit ihrem Geheimnis fertig werden. Selbst ihre Eltern weigerten sich, es zur Sprache zu bringen.

Als würde sie unter ihren Kleidern die Pest verbergen.

Die Magie schlich sich in den Raum und hüllte sie ein. Sie spürte, wie sich in ihr die vertraute Antwort regte, ihre eigene Magie, die hinausgelassen werden wollte. Sie wehrte sich mit aller Kraft dagegen und biss die Zähne zusammen. Doch dann fiel ihr Blick auf ihre Marmorstatue, die zwar gut gemacht, aber eher schlicht war. Das reichte nicht.

Ihr Pluto hatte keine Aussicht zu gewinnen.

Nicht ohne Magie.

Ravenna ging zum Regal und schob eine mit weiteren Werkzeugen, Bimssteinblöcken und Alabasterstücken aus Cava della Luce beladene Kiste zur Seite. Sie fand das Kästchen, das sie suchte und das sie selbst geschnitzt hatte. Ihre Hand schwebte zitternd über dem Deckel. Mit einem Mal war sie wieder dreizehn, verirrt

in einem Tunnel, und der Mann streckte die Hand nach ihr aus, um sie vorm Fallen zu bewahren. Die schwarze Magie in ihrem Innern regte sich, aufgewühlt durch den Ansturm einer starken Emotion, die sie nicht in den Griff bekam.

Es war Abscheu.

Abgrundtiefe Abscheu vor dem, was sie zu tun imstande war, und vor der Person, die sie war.

Sie holte tief Luft, um sich zu stärken, dann nahm sie den Deckel ab und spähte hinein.

Der Pietra Magiche glitzerte ihr entgegen.

Sie spürte die Hitze, auch ohne dass sie hineinfasste, als wäre sie einer Feuersbrunst zu nahe gekommen. Er war von einem Mondsteinblau mit einer einzelnen kobaltblauen Flamme in der Mitte. Bekannt war er unter vielen Namen: Flämmchen, der Feurige, Ignis Lapis. Doch Ravenna hatte ihn immer so genannt, wie ihre Tante es ihr beigebracht hatte und wie es seit der Antike üblich war: Nachtflamme.

Einer von den sieben magischen Edelsteinen aus dem Faereich und der am schwersten zu findende.

Ihre Finger schlossen sich um den Stein, und sie zuckte zusammen, denn zuerst einmal brannte es heftig. Doch der Schmerz hielt nur eine Sekunde lang an, dann wurde es in ihrer Handfläche eiskalt. Scham stieg heiß in ihrer Kehle hoch. Wie sie es hasste, dieses Gefühl, als würde sie das Feuer der Hölle in ihrer Hand halten. Und das Schlimmste war, dass es keine Möglichkeit gab, ihre Begabung wieder loszuwerden.

Viel wusste sie ja nicht über Magie, aber zumindest das war ihr klar.

Und sie wusste auch, dass nur Hexen und Hexenmeister eine

Berührung der magischen Steine aushalten konnten, je nachdem, wie mächtig sie waren. Vollbluthexen wussten mit allen sieben umzugehen, aber wer mit einer schwächeren Magie zur Welt gekommen war, kam nur mit zwei oder drei zurecht. Ravenna hatte gerade genug angeborene Magie, um einen Pietra Magiche berühren zu können – das Erbe einer unbekannten Hexenvorfahrin, das sie für immer gebrandmarkt hatte.

Die Magie bedeutete eine Gefahr für ihr Leben, wie es auch bei allen anderen Hexen der Fall war. Ständig unterwegs aus Angst vor der Entdeckung, führten sie ein Nomadendasein, das ihnen nur selten eine Atempause gönnte, etwa wenn sie in eine Stadt kamen, die Magie auf ihrem Territorium gestattete. Eine Stadt wie Florenz zum Beispiel, wo Hexen besondere Verehrung genossen.

Doch selbst in solchen Fällen mussten sie sich vorsehen.

Am Hof des Kaisers des Heiligen Römischen Reiches, Friedrichs III., war Magie durchaus erwünscht, während sein Rivale, Seine Heiligkeit Papst Sixtus IV., sie als heidnisch verdamnte. Es war allgemein bekannt, dass der Papst einen besonderen Hass auf Hexen hegte. Er nutzte seine Macht und seinen Einfluss, um ihren Umgang mit anderen magischen Geschöpfen zu unterbinden. Jahrzehntlang hatte er sie verfolgen und hinrichten lassen, weswegen man seine Regierungszeit Feuerschleier nannte. Hexen tauchten entweder unter oder flohen von der Halbinsel. Während sie beim Kaiser auf Gunsterweise hoffen durften, kamen vom Papst nur Todesurteile. Aus diesem Grund existierte die Magie im Allgemeinen in einer Grauzone, aufgerieben zwischen zwei mächtigen Herrschern, die sich über den rechten Umgang mit vereinzelt Werwölfen, Vampiren oder Hexenmeistern in den

Haaren lagen. Nur bei den Fae, die bekannt waren für ihre überirdische Schönheit und ihre Unsterblichkeit, war man nicht so kleinlich. Ravenna wusste zwar nicht so ganz, warum das so war, aber sie hatte den Verdacht, dass es irgendwie mit Gold zu tun hatte.

Und zwar jeder Menge davon.

Ravenna hielt die Nachtflamme an ihren Pluto. Wenn sie sie bei ihm verwendete, würden *alle* in Volterra wissen, dass sie Höllenfeuer in den Händen halten konnte. Sie würden ihr mit Mistgabeln zu Leibe rücken. Und das nur wegen ihrer Fähigkeit, die Hitze der Nachtflamme auszuhalten. Falls sie jemals von ihrer anderen Magie erfuhren, die sich tief in ihrem Innern verbarg, dann würden sie sie an einen Pfahl binden und sich daran erfreuen, dass die Flammen sie verzehrten.

Sie biss sich auf die Lippe und dachte nach.

Wenn sie eine Nische für die Nachtflamme in die Statue meißelte, würde die Luni Famiglia das bemerken, und es würde ihnen gefallen. Sie könnten sie zur Siegerin erklären.

Aber falls sie das nicht taten ... dann wäre ihr Leben in Volterra vorbei.

Ravenna schloss die Augen. Die Last der Entscheidung lag so schwer auf ihr, dass sie kaum noch Luft bekam. Sie vertrieb alle Gedanken aus ihrem Kopf und gab sich ganz der Stille im Atelier hin. Als sie die Augen schließlich wieder aufmachte, wusste sie, was sie tun musste. Sie ging zum Arbeitstisch, nahm einen ihrer Kohlestifte und markierte die Stelle, an der sie die Nachtflamme platzieren wollte. Eine Stelle, an der Plutos Herz schlagen mochte, sodass die Flamme unter seinem Brustbein flackern würde. Der blaue Stein wäre ein scharfer Kontrast zu dem reinen weißen Mar-

mor und würde dadurch ein einzigartiges und völlig überraschendes Kunstwerk schaffen.

Ein Kunstwerk, das den Sieg erringen würde.

Oder ihr Schicksal besiegeln.

CAPITOLO TRE



Als sich das Morgenlicht über die goldenen Steine des Gasthofs ergoss, lud Ravenna Pluto auf ihren Karren. Ihre Eltern konnten einfach nicht begreifen, dass ihre sonst doch so vernünftige Tochter bei dem Wettstreit mitmachen wollte. Aber wie sehr sie auch schrien, flehten oder argumentierten, Ravenna blieb bei ihrem Vorhaben. Sie spürte schmerzhaft ihre Blicke auf ihrem Rücken, voll Sorge und mit dem großen Bedürfnis, noch einmal mit ihr zu reden.

Das tat Ravenna auch wirklich leid. Aber sie musste standhaft bleiben.

Sie breitete ein Tuch über ihr Werk und wappnete sich für das Gespräch mit den Eltern, als plötzlich fröhliches Kinderlachen ihre Gedanken unterbrach. Ravenna drehte sich vom Gasthof weg und schirmte mit der Hand ihre Augen vor der aufgehenden Sonne ab. Maria, ihre älteste und allerliebste Freundin auf der ganzen Welt, führte ihr Söhnchen den Weg hinauf, während die kleine Hand in der großen versuchte, sich loszureißen. Maria machte das typische Gesicht einer jungen Mutter, erschöpft, entnervt, gereizt, aber mit einer tiefsitzenden Liebe in den Augen, die aufleuchtete, sobald sie auf ihren Sohn hinunterblickte.

Ravenna ließ ihre Hand in ihrer Schürzentasche verschwinden und zog einen Mandelkeks heraus. »Buongiorno, Francesco.«

Das Kind stieß einen Schrei aus, befreite sich endgültig und tapste hinüber zu ihr. Es packte den Keks, der prompt in den Dreck fiel, und stopfte sich schließlich alles in den Mund.

»Man könnte meinen, ich würde ihm nie etwas zu essen geben«, stellte Maria trocken fest.

Ravenna warf einen prüfenden Blick auf ihre Freundin. Sie bemerkte die hängenden Schultern und die dunkle Haut, die sich viel zu dünn über ihre Knochen dehnte.

»Hast *du* denn überhaupt gegessen?«, fragte Ravenna. »Komm, lass uns reingehen. Das Brot kommt gerade frisch aus dem Ofen.«

Maria, die immer noch ihren Sohn im Auge hatte, nickte geistesabwesend. »Deswegen bin ich aber nicht gekommen.«

Ravenna lächelte. Obwohl sie die Antwort bereits kannte, fragte sie: »Welcher Zwilling hat es dir erzählt?«

»Stefano natürlich. Er war heute Morgen schon da und fantasierte sich etwas zusammen von einem Wettstreit und davon, dass du die ganze Nacht auf warst und Steine behauen hast, während deine Mutter die ganze Nacht geweint hat.« Maria warf ihr einen ratlosen Blick zu. »Ist das wahr?«

Ravenna stieß einen müden Seufzer aus. »Ja.«

»Musst du da wirklich mitmachen?«, wollte Maria wissen. »Gibt es ...?«

»Es geht nicht anders«, erwiderte Ravenna. »Und wenn es nicht so läuft, wie ich es mir erhoffe, werden meine Eltern dich hier brauchen.«

Maria spitzte besorgt die Lippen. »Gott allein weiß, wie ich ohne deine Familie überlebt hätte. Selbstverständlich können sie

sich auf mich verlassen.« Sie biss sich nachdenklich auf die Lippe. »Aber du hast ja gesehen, wie es mir ging, als ich Francesco verloren habe. Überleg doch mal, wie sich deine Eltern fühlen werden, wenn sie gleich zwei ihrer Kinder verlieren.«

Ravenna wurde von Schuldgefühlen gepackt. Ihre Freundin hatte ihren Mann im Kampf verloren. Seitdem verbrachte sie die meiste Zeit im Gasthof, wo sie sich nach Kräften nützlich machte und ihren Sohn fort von dem Zuhause großzog, das so viele schmerzliche Erinnerungen barg. »Ich muss es versuchen.«

Maria nickte. Sie nahm es hin, wie sie schon vor all den Jahren Ravennas Geheimnis hingenommen hatte.

»Du weißt, dass ich dich das fragen musste.« Maria schaute über Ravennas Schulter. »Deine Eltern beobachten uns vom Fenster aus.«

Ravenna wandte gerade noch rechtzeitig den Kopf, um zu sehen, wie ihre Eltern sich wegduckten.

»Geh und sprich mit ihnen«, flüsterte Maria. »Wir gehen in der Zwischenzeit die Kühe besuchen, und wenn die Luft rein ist, dann kommen wir ins Haus.«

Ravenna verdrehte die Augen, bevor sie noch einen Keks aus ihrer Schürze nahm. Sie gab ihn Maria. »Der ist für dich.«

Dann nahm sie all ihren Mut zusammen und ging hinüber zum Kücheneingang. Ihre Eltern warteten bereits an dem hölzernen Esstisch auf sie. Ihre Mienen waren grimmig, ihre Lippen fest zusammengepresst.

Mamma blickte betont auf den herausgezogenen Stuhl ihr gegenüber.

In Ravennas Bauch regte sich Ungeduld, doch sie setzte sich hin, faltete gelassen vor sich die Hände und zog die Augenbrauen hoch.

Die Eltern schauten sie schweigend an, als warteten sie darauf, dass ihre Tochter wieder zur Besinnung kam.

Das würde sie nicht tun.

Mehrere angespannte Sekunden lang fiel kein einziges Wort.

Ravenna hielt dem Blick ihrer Mutter stand. Die beiden hatten die gleichen markanten Wangenknochen und dichten Augenbrauen und die gleiche getönte Haut. Ihr Vater hatte ihr sein herbstfarbendes Haar vererbt, das in der Sonne rotgolden leuchtete, und seine leicht bernsteinfarbenen Augen. Sie hatte seine Senkfüße und die schlanke Taille ihrer Mutter, und sie teilte die Gastfreundschaft beider Eltern.

»Wir haben eben erfahren, dass Capitano Lombardi vermisst wird«, berichtete ihr Mamma im Flüsterton. »Seit letzter Nacht hat ihn niemand mehr gesehen.«

»Aber ich habe ihn doch ...« Hastig fasste sich Ravenna an die Kehle, als wollte sie die restlichen Worte dort einsperren.

Papà starrte sie überrascht an. »Was? Was wolltest du sagen?«

Das Bild des hochgewachsenen Fremden von letzter Nacht kam Ravenna in den Sinn. Die kalten dunklen Augen und die tonlose Stimme, die perfekte Ebenmäßigkeit seines Gesichts. Mit *ihm* hatte sie den Capitano zuletzt gesehen. Mit einem Mann, der eindeutig nicht aus Volterra stammte. Ravenna fand ihre Sprache wieder. »Ich habe ihn neulich noch gesehen.«

Papà nickte mit finsterer Miene. »Hat immer seine Runden gemacht und geholfen, wo er nur konnte.«

»Jetzt nicht mehr«, erklärte Mamma. »Es geht das Gerücht, dass man ihm Geld gegeben hat, damit er den Medici-Soldaten keine Scherereien mehr macht.« Ihre nächsten Worte hatten einen bitteren Unterton. »Das zeigt mal wieder, dass jeder käuflich ist.«

»Wer hat dir das erzählt?«, fragte Papà skeptisch.

»Emilia«, antwortete Mamma auf eine Weise, die signalisierte, dass Ravennas Vater gut daran täte, ihr jetzt nicht zu widersprechen.

Papà tat das mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. »Ach, du glaubst auch alles. Sie ist ein Klatschweib.«

»Sie hatte es von Angelica«, konterte Mamma.

»Noch so ein Klatschweib.«

Ravenna lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. Capitano Lombardi hatte sich *bestechen* lassen? Sie kannte ihn zwar nicht besonders gut, wusste aber genug über seinen Charakter, um von der Nachricht schockiert zu sein. Undeutlich nahm sie das weitere Gezänk ihrer Eltern wahr, aber sie mussten sie mehrmals bei ihrem Namen rufen, bevor sie es bemerkte.

»Ravenna«, flüsterte ihr Vater heiser. Sein Blick wurde flehentlich. »Die Zeiten sind gefährlich, selbst wenn an dem Gerücht nichts dran sein sollte. Bitte mach es nicht.«

Sie biss sich auf die Lippe und wandte den Blick ab. Seine panische Angst schwebte wie ein Geist über ihnen, ein böses Omen, das Verderben und Kummer verhieß. Ravenna steckte die Hände unter ihre Oberschenkel, damit sie nicht zitterten.

Papà sprach in demselben gedämpften Flüsterton weiter. »Wenn du offenbarst, was du bist und was du anrichten könntest, dann ist nicht nur dein eigenes Leben in Gefahr, sondern auch unseres.«

»Das ganze Dorf wird sich gegen uns stellen. Unsere Nachbarn, Freunde. Sie werden uns nicht weiter in Volterra wohnen lassen«, ergänzte ihre Mutter. »Auch die Kirche wird uns verstoßen.«

»Sie könnten jederzeit seine Hinrichtung ansetzen, wie sie es bei

den anderen getan haben. Soll ich etwa nichts unternehmen und meinen Bruder sterben lassen?«, fragte Ravenna leise. »Wollt ihr das?«

»Es muss doch noch eine andere Möglichkeit geben«, ereiferte sich ihre Mutter. »Etwas anderes als ...« Sie schluckte hörbar und formte das Wort lautlos, bevor sie es schließlich verächtlich ausstieß. »*Magie*.«

Ravennas größtes Glück war es, wenn Mamma sie liebevoll ansah. Doch hin und wieder bekam sie verstohlene Blicke zwischen ihren Eltern mit, die ihr das Blut in den Adern gefrieren ließen. Panik, dass sie die Magie, die sie mit so viel Mühe unterdrückte, doch noch freisetzen könnte. Sie brodelte unter ihrer Haut und wartete wie Dampf darauf, aus einem kochenden Kessel zu entweichen.

Sie taten gut daran, sie zu fürchten.

Denn Ravenna wusste ja selbst nicht, wo ihre Grenzen lagen. Die Anspannung zwischen ihr und ihren Eltern verdichtete sich, und eine breite Kluft tat sich auf. Das machte sie unendlich traurig. Die permanent in ihr schlummernde Scham machte sich wieder bemerkbar. Sie schaute auf den zerkratzten Tisch hinunter, während die Worte ihrer Eltern in ihr nachhallten und ihre Entschlossenheit ins Wanken brachten.

Was würde sie nicht dafür geben, jemand anders zu sein. Egal wer, solange nur ihre eigenen Eltern sich nicht ihrer und des Geheimnisses schämen mussten, das ihnen aufgezwungen war.

Aber jetzt gab es die Möglichkeit, dass ihre magischen Fähigkeiten ihren kleinen Bruder retten konnten.

Sein Leben war in Gefahr. War das nicht wichtiger als alles andere?

Papà räusperte sich. »Können wir nicht einem Wachmann Geld geben, damit er Antonio befreit?«

Das war eine ganz schlechte Idee. Zum einen konnte man keiner der Wachen trauen. Und zum anderen konnte die florentinische Armee sie für eine solche Aktion einsperren. Ravenna zog scharf die Luft ein und zwang sich, ihnen in die Augen zu sehen.

Kühle, praktische Entschlossenheit trug den Sieg davon.

Ravennas Stimme war klar und ohne jedes Zaudern. »Ob es euch nun gefällt oder nicht, mein Plan ist noch immer der beste. Wenn ich nicht gewinne, dann müsst ihr mich verstoßen. Überall verkünden, dass ich nicht mehr eure Tochter bin, und laut gegenüber jedem, der zuhört, alle Magie verdammen.«

»Ravenna«, flüsterte Papà, »wie kannst du das von uns verlangen?«

Mamma beugte sich vor. »Was soll denn aus dir werden, wenn du nicht gewinnst?«

»Was wird aus Antonio, wenn ich nicht mitmache?«, hielt Ravenna dagegen. Sie zwang sich, das Schlimmste zu sagen, was es zu sagen gab, das, was ihnen allen auf der Seele lag, aber keiner auszusprechen wagte. »Wenn Antonio stirbt, werdet ihr dann mit eurer Reue leben können? Ich für meinen Teil werde es nicht können.«

Ihre Eltern verstummten.

Ruhelos stand Ravenna auf und nahm zwei Tassen sowie einen Krug mit verdünntem Gewürzwein vom Regal. »Ich war früh auf und habe noch die Datteln für die Fischpasteten fertig gehackt.«

Ihre Mutter griff nach einer der Tassen und nahm einen tiefen Schluck.

»Du musst noch Zimt und Muskat darüberstreuen, bevor du

sie backst, Mamma«, erklärte Ravenna, während ihre Mutter trank. »Ich habe die Zwillinge schon zum Eiersammeln geschickt, das brauchst du also nicht mehr zu machen, und Tereza pflückt Wildblumen für die Tischdekorationen. Was sonst noch?« Sie tippte sich auf die Unterlippe. »Alle Bettwäsche aus den Zimmern oben ist gewaschen, aber sie hängt noch auf der Leine. Die Pferde sind gefüttert.«

»Ravenna ...«, stammelte ihre Mutter.

»Papà, ich habe eine Liste unserer Vorräte in dein Büro gelegt. Das Obst wird langsam knapp, aber *bitte*, lasst euch von Niccolò nicht zu viel für seine Äpfel berechnen. Auch wenn er das glaubt, sind sie nicht aus Gold.«

»Ravenna ...«, fing auch ihr Vater an.

»Vergesst nicht, dass die Gäste aus Zimmer drei heute Abend nicht im Gasthof essen. Sie wollen mal die neue Taverne an der Piazza ausprobieren. Selbst schuld«, fügte sie mit einem Augenzwinkern hinzu. »Ich habe Panforte zum Nachtisch gemacht.«

»Wann hattest du denn Zeit, auch noch zu backen?«, wunderte sich ihre Mutter. »Hast du überhaupt *geschlafen*?«

»Hast du was *gegessen*?«, fragte ihr Vater.

Sie tat die Fragen ungeduldig ab. Seit jenem Vorfall im Steinbruch hatte sie hart dafür gearbeitet, dass ihre Eltern stolz auf sie sein konnten – trotz der Magie, die sie in sich trug. Sich um den Gasthof zu kümmern, um ihre Eltern und Geschwister, den Haushalt, das war ihr alles schon in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn sie nur hart genug arbeitete, wenn sie die Familie immer an die erste Stelle setzte, vielleicht konnten sie ihr dann ja verzeihen, was sie getan hatte.

Vielleicht konnte sie sich auch selbst verzeihen.

Ravenna wollte ihnen einen Kuss auf die Wangen geben, erstarrte dann aber, als ihre Mutter zurückzuckte.

»Das wollte ich nicht«, erklärte Mamma hastig. Sie sah sie mit flehendem Blick an. »Wirklich nicht.«

Sie hatte es aber getan. Es war ein Reflex gewesen. Ravenna lief dunkelrot an, und ihre Augen wurden feucht. Auf keinen Fall würde sie vor ihnen weinen. Es war ihnen schon unangenehm genug, und diesen Gefallen wollte sie ihnen wenigstens tun. Die Glocke der Kathedrale schlug, laut und donnernd wie ein Gewittersturm. Ravenna schaute zur Tür. »Ich bin spät dran.«

»Ich werde da sein, Ravenna«, flüsterte Mamma.

Papà griff nach der Hand seiner Frau. »Ich auch.«

Panik formte sich zu einem dicken Kloß in Ravennas Hals. Sie rang sich ein Lächeln ab und nickte. »Heute Abend werden wir alle miteinander am Tisch sitzen und zusammen essen. Es wird alles gut.«



Es war *nicht* alles gut.

Bedrohlich angeschwollene graue Wolken hingen über der belebten Piazza dei Priori und kündeten von einem gewaltigen Regenguss. Ravenna legte den Kopf in den Nacken. Ihre Lippen zuckten. Sie hatte sich große Mühe mit ihren Haaren gegeben, die geflochtene Masse hoch auf ihren Kopf getürmt und ein paar einzelne Strähnen so eingedreht, dass sie wie zufällig anmutig ihre Wangen streiften.

Die Einwohner von Volterra schauten immer genau auf die Qualität der Kleidung, die man trug, daher hatte Ravenna ihr

schönstes Kleid hervorgeholt, das sie normalerweise nur zum Ostergottesdienst anzog. Es bedeckte sie vom Hals bis zu den Handgelenken und unten bis auf die Knöchel. Der Stoff stammte aus Florenz, prachtvoller, zartblau gefärbter Samt, der sie an die Stille ganz früh am Morgen erinnerte und an einen Becher mit Lavendelwasser. Der Halsausschnitt war mit kunstvollen Mustern aus Goldfäden verziert und mit Blumen, die sie selbst genäht hatte.

Ravenna zog sich ihren Wollumhang enger um den Körper und unterdrückte einen Schauer, während sie den Karren mit ihrem Bozzetto zu den langen Holztischen in der Mitte der Piazza zog, die bereits vollbeladen mit anderen Statuen waren. Ihr Werk würde den Regen überstehen, doch der kalte Wind zerrte an ihr, hungrig nach Fleisch.

Antonio hing im schaukelnden Käfig über den Tischreihen. Mit störrisch verzogenem Mund und den Händen fest um die Gitterstäbe spähte er zu ihr hinunter. Sie warf ihm ein Lächeln zu, das er nicht erwiderte. Obwohl er so weit weg war, konnte sie seinen Gesichtsausdruck erkennen.

Hoffnung, Panik, Unmut. Und darunter ein brodelnder Zorn – auf sich selbst, weil er sich hatte erwischen lassen, auf Ravenna, weil sie ihm helfen wollte, auf die Medici für das, was sie getan hatten, auf das ganze Universum für seine Grausamkeit.

Mit Antonio werde ich schon fertig, dachte Ravenna.

Sie musste ihn nur zuerst freibekommen.

Ihre Eltern mochten es nicht, wenn sie etwas Unerwartetes tat. Sie fürchteten, eine unbeherrschte Handlung könnte ihre todbringende Magie entfesseln. Sie hatte viele Jahre gebraucht, um zu erkennen, wann sie an ihre Schmerzgrenze gekommen war. Dann machte sich ein ungestümes Gefühl in ihr bemerkbar, das von ihr

verlangte, dass sie etwas unternahm, und zwar *auf der Stelle*. Das war der Moment, der den Umschwung brachte, an dem ihre Magie durch die Fingerspitzen aus ihr herausströmte. Es ließ sich nur verhindern, indem sie ihre Gefühle in den Griff bekam, und dafür brauchte sie Zeit.

Sie ließ den Blick über den Platz schweifen und besah sich die beachtliche Menschenmenge. Noch nie in der Geschichte Volterras hatten sich so viele hier versammelt, da war sie sich sicher. Auf allen vier Seiten war die Piazza von honigfarbenen Bauten gesäumt, und von einem Ende zum anderen hatten sich die Mitglieder der verschiedenen Gilden zusammengeschart.

Sie entdeckte einen noch freien Bereich auf einem der Tische, klein und nah am Rand, und zog ihren Karren dorthin. Als sie ihren Pluto unverhüllt auf den Tisch stellte, starrten die Künstler rechts und links von ihr darauf und dann auf Ravenna.

Auf allen Gesichtern spiegelte sich die gleiche Fassungslosigkeit.

Ravennas Handflächen wurden feucht, doch ihre Hände blieben ruhig. Sie war ein Geschöpf, das immer nur im Schatten gelebt hatte, im Hintergrund, so, wie ihre Eltern es haben wollten. Wenn sie sich einmal ins Sonnenlicht verirrte, war sie verunsichert.

»Wer hat dieses Kunstwerk gemacht?«, fragte einer.

»Ich, Signore.« Sie streckte das Kinn vor und hielt seinem Blick stand. Es stand nirgendwo geschrieben, dass sie nicht am Wettstreit teilnehmen durfte. Sie hatte jedes Recht, hier zu sein.

»Ich kenne das Mädchen«, meldete sich ein anderer zu Wort.
»Du bist die Tochter vom Gastwirt.«

»Ich bin die Tochter von Gherardo di Giovanni Maffei«, erklärte sie gelassen. »Basilis Maffei, meine Tante, hat angefangen, mich zu unterrichten, als ich dreizehn wurde.«

Ihre Antwort verbreitete sich wie ein Lauffeuer über die Piazza, bis auch noch der letzte Einwohner der Stadt mitbekommen hatte, dass die *ehrbare* Gastwirtstochter es wagte, mit den Männern in Konkurrenz zu treten. Die übrigen Teilnehmer warfen böse Blicke auf sie und ihr Werk. Als sie dann auch noch die in den Marmor eingebettete Nachtflamme entdeckten, wurde das Gemurmel, wurden die besorgten Ausrufe noch lauter. Sie wichen vor ihr zurück, als wäre sie eine Aussätzige. Einige piffen und zischten, andere spuckten in ihre Richtung.

Ravenna scherte sich nicht um die allgemeine Ablehnung.

Da verschaffte sie sich doch lieber einen Überblick, wie ihre Chancen auf den Sieg standen. Eine ganze Menge Statuetten waren hier ausgestellt, eine jede mit ihrem eigenen, besonderen Reiz.

Hochstaplerin, schienen sie alle miteinander zu flüstern, und ihr Magen krampfte sich schmerzhaft zusammen.

Ravenna drehte sich weg vom Tisch auf der Suche nach Ablenkung.

Sie brauchte nicht weit zu suchen.

Abseits der pulsierenden Menschenmenge hatte sich die ausgestoßene Familie Bodone zusammengekauert, eindeutig unerwünscht. Ein Monat war vergangen, seit sie exkommuniziert worden war, und seitdem wollte sie niemand mehr in seiner Nähe sehen, am allerwenigsten die Kirche. Alles hatte damit angefangen, dass Signor Bodone eines Abends in betrunkenem Zustand seine Ansichten über Seine Heiligkeit zum Besten gegeben hatte.

Insbesondere über das verblüffend lange Leben des Papstes.

Überall auf der Halbinsel wurde Seiner Heiligkeit große Verehrung entgegengebracht, doch es gab auch solche, die sich nicht vor ihm auf die Knie werfen würden. Hinter vorgehaltener Hand

war von widernatürlicher Magie die Rede, bei der der Teufel seine Hand im Spiel haben musste. Auch Signor Bodone war überzeugt, dass schwarze Magie am Werk war, und wollte die übrigen Gäste der Taverne zu seiner Meinung bekehren. In Volterra gab es ständig öffentliche Wortgefechte über irgendetwas. Zu Signor Bodones Pech glaubten die meisten Leute aber, dass Gott selbst den Papst mit einem langen Leben gesegnet hatte, so, wie schon Abraham und Noah. Gegen die Bibel kam niemand an, selbst dann nicht, wenn er so gute Beziehungen hatte wie Signor Bodone.

Der Papst bekam Wind von der Sache und reagierte umgehend.

Die gesamte Familie Bodone wurde von einer Bestattung in geweihter Erde ausgeschlossen und sogar von den Sterbesakramenten. Und jetzt hatten sich auch noch ihre Freunde von ihnen abgewendet. Ihr Ansehen war weniger wert als wurmverseuchter, dreckiger Schlamm.

Es war eine abgrundtiefe Demütigung.

Gleichbedeutend mit der Todesstrafe.

Jeder, der sich mit ihnen abgab, würde über denselben besudelten Kamm geschert.

Auch bei Ravenna stand es jetzt auf der Kippe. Als sie sich auf die Familie zubewegte, war sie sich der Blicke der Leute bewusst. Aber das kümmerte sie nicht. Sie hatte es satt, die Kinder in der Kälte schlottern zu sehen, zu beobachten, wie ihre Eltern sie in hilfloser Verzweiflung zu behüten versuchten.

Das war doch kein Leben, und sie konnte nicht einfach wegsehen.

Eins der Kinder sah Ravenna an und wusste scheinbar instinktiv, dass sie gekommen war, um zu helfen. Ein schwaches Lächeln breitete sich auf dem abgemagerten Gesichtchen aus, und dieses

Lächeln gab für Ravenna den Ausschlag. Sie ging vor dem kleinen Mädchen auf die Knie und drückte ihm eine Handvoll Münzen in die schmutzigen Händchen.

»Nimm es nicht an«, sagte da Signor Bodone. »Lass uns in Ruhe, Ketzerin.«

Ravenna zuckte zusammen. »Aber ihr braucht doch das Geld.«

Signor Bodone spuckte ihr vor die Füße. »Nicht von euresgleichen.«

Seine Frau packte ihre Tochter bei der Schulter. Ihr Tonfall war freundlicher, aber bestimmt. »Bitte, Ihr macht unsere Lage nur noch schlimmer.«

Mit Tränen in den Augen wandte sich Ravenna ab. Zweifel durchströmten sie so stark, dass sie kaum noch atmen konnte. Ihre Eltern hatten recht gehabt. Wenn sie nicht gewann, würden die Leute in der Stadt sie ächten, sie würden ihre Familie ächten und ihren Gasthof. Die Menge teilte sich vor ihr, damit nicht einmal der Saum ihres Kleides gegen ihre Schuhe streifen konnte.

Ravenna ignorierte die Leute, so gut sie konnte.

Sie musste unter allen Umständen gewinnen.

Ravenna straffte die Schultern, hielt sich kerzengerade und kehrte an den Präsentationstisch zurück. Inzwischen hatten sich noch mehr Einwohner eingefunden, weniger aus Interesse an der ausgestellten Kunst als in der Hoffnung, einen Blick auf die Unsterbliche Familie zu erhaschen, die ihre Stadt mit einem Besuch beehrte. Hälse reckten sich von links nach rechts, Kinder liefen zwischen den Beinen ihrer Eltern herum und machten ein Spiel aus dem großen Ereignis. Wer würde als Erster einen prachtvoll geschneiderten Jackenärmel, eine funkelnde Gürtelschnalle oder einen Federhut erspähen?

Ein Trompetenstoß ertönte. Der schrille Ton durchschnitt die gedämpften Gespräche und sorgte für ein paar überraschte Ausrufe und nervöses Gelächter. Ein älterer Herr erschrak so sehr, dass er wild mit den Armen herumwedelte, als wollte er die Luft von Fliegen befreien, und Ravenna konnte gerade noch verhindern, dass ihr Kunstwerk vom Tisch fiel. Sie schaute den Alten wütend an, doch er beachtete sie gar nicht. Sein wettergegerbtes Gesicht war dem Torbogen zugewandt, der den Eingang zum Marktplatz markierte.

Die Unsterbliche Familie war eingetroffen.

FÜNF MAGISCHE JUWELEN.
EINE TÖDLICHE AUFGABE.
UND EINE LIEBE, DIE ALLES RISKIERT.

Florenz, 1478: Die Bildhauerin Ravenna tut alles, um ihre magische Gabe zu verbergen. Doch als ihr Bruder in Gefahr gerät, rettet sie mit ihrem Talent sein Leben – und wird zur Gefangenen der mächtigen Familie Luni. In deren Palast soll sie fünf Nachtflammen-Juwelen befreien. Je näher sie Saturnino Luni kommt, desto weniger kann sie ihre Magie und ihr Herz kontrollieren. In einem Netz aus Verrat, Liebe und tödlichen Geheimnissen kämpft Ravenna um ihr Überleben und das Schicksal von Florenz.

Knisternde historische Romantasy



ravensburger.com

58723 • 5 4 3 2 1



9 783473 587230